

NOEMI SCHNEIDER

KICK IT, WALAA!

Das Mädchen, das über Grenzen geht

KNAUR

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



© 2013 Knaur Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ariane Novel
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Mohamed Abo Salme
Kartographie: Computerkartographie Carrle / Heike Boschmann
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-65526-9

2 4 5 3 1

*Für Muhamed Abofani
und
Nitsa Porat*





TAG DES BODENS

Ich bin ein Mensch, ich will ein gutes Leben«, sagt Walaa, während wir in ihrem kleinen roten Opel an Olivenbäumen vorbei durch die hügelige Landschaft Galiläas rasen. Noch ist alles grün, in ein paar Wochen gelbbraun und ausgedörrt, denn regnen wird es erst wieder in einem halben Jahr. Wir umrunden Tiberias und den See Genezareth, die Palmen weisen uns die Richtung zur Sheikh-Hussein-Brücke, dem israelischen Grenzübergang ins benachbarte Jordanien.

Walaa sieht sich suchend um, zieht die Augenbrauen zusammen und trommelt mit der linken Hand auf dem Lenkrad herum. Sie hat sich mal wieder verfahren, oder doch nicht?

»Misch Muschkila, kein Problem«, sie grinst und gibt Gas. Normalerweise nehme sie die Straße durch Sakhnin, da kenne sie sich aus, erklärt sie mir. Heute jedoch sei es besser, die arabische Stadt zu umfahren, weil heute »day of the land« ist, der »Tag des Bodens«. Ich frage, was es damit auf sich habe. Sie denkt nach. Zwei Minuten. Schließlich sagt sie: »Es kann Probleme geben, die Straßen werden gesperrt, weil in den arabischen Dörfern und Städten im Norden Israels demonstriert wird.«

Sie sieht prüfend auf ihre Armbanduhr.

»Dafür haben wir jetzt keine Zeit!«

»Um was geht es dabei?«, frage ich.

Walaa zuckt mit den Schultern und wirft ein paar Jahreszahlen durcheinander: 1948, das Jahr, in dem Israel gegründet wurde, 1967, der Sechstagekrieg, aber sie ist sich nicht sicher.

»Es geht darum, wem dieses Land gehört.«

Eine Frage, die hier in Israel unausweichlich ist, auf die allerdings jeder eine andere Antwort hat. Sie begleitet den Staat, seitdem er drei Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet wurde.

»Und wem gehört dieses Land?«, frage ich meine Freundin, obwohl ich weiß, dass sie dieses Thema überhaupt nicht ausstehen kann. Sie zuckt mit den Schultern und murmelt eine arabische Redewendung, die ich mittlerweile nur zu gut von ihr kenne: »Dschananat Allah, sie geht Gott auf die Nerven.«

Dann fügt sie mit gespielter Strenge hinzu: »Du weißt, dass ich nie über diese Dinge rede, ich spiele lieber Fußball.« Durch das geöffnete Fenster ruft sie dem Autofahrer neben uns auf Hebräisch hinterher, ob das der Weg zur Brücke sei. »Ken, ken, ja, ja.«

Vor uns liegt die Grenze.

»*Hier* kann man sich eigentlich sowieso nicht verfahren«, sagt Walaa, »denn *hier* gibt es überall Straßenschilder.« *Hier* ist Israel. *Dort* dagegen gibt es keine Straßenschilder, oder nur sehr wenige. *Dort* muss man die Karte im Kopf haben und ganz genau wissen, wie man von A nach B oder C kommt. *Dort* funktioniert kein GPS. *Dort* ist das Westjordanland, Palästina.

Walaa ist *hier* und *dort* zu Hause. Und sie spielt Fußball, *hier* und *dort*. *Hier* in der israelischen Liga, *dort* in der palästinensischen Nationalmannschaft.

»Wenn ich in Israel bin, dann bin ich Israelin, und wenn ich in Palästina bin, dann bin ich Palästinenserin, ich fühle es«, sagt Walaa.

Sie denkt nach.

»Aber in Palästina bin ich auch immer Israelin.«

»Und in Israel?«

»... bin ich auch immer Palästinenserin«, schiebt sie hinterher: »Aber das liegt vor allem daran, dass die Menschen einen *hier* und *dort* immer in irgendeine Kategorie stecken. Es ist kompliziert, oder?« Sie sieht mich fragend an. Ja, es ist kompliziert, denke ich, es ist das komplizierteste Leben, das ich kenne, in dem kompliziertesten Land, das es gibt. Aber vielleicht ist es auch das interessanteste.

Walaa ist eine arabische Staatsbürgerin Israels. Und deshalb kann sie sich »spielend« über etwas hinwegsetzen, das für die meisten Menschen, *hier* und *dort*, unüberwindbar ist: die Grenze zwischen Israel und Palästina. Ein praktischer Aspekt, doch tatsächlich trägt Walaa, *hier* und *dort*, einen unauflösbaren Widerspruch mit sich herum. Denn als israelische Araberin ist sie so etwas wie der Nahostkonflikt in einer Person.

Seit einem Jahr sitze ich neben Walaa im Auto und fahre durch dieses Land. Hin und her. Zum Training nach Israel, zum Training nach Palästina, zu ihrer Familie nach Israel, zum Studium nach Palästina. Von einer Sprache in die andere, von einer Kultur in die andere. Mitten durch den Nahostkonflikt.

Hier und heute sind wir auf dem Weg nach Bahrain, wo Walaa mit der palästinensischen Frauenfußballnationalmannschaft an einem mehrtägigen Turnier teilnimmt. Für eine israelische Staatsbürgerin wie Walaa ist es eigentlich verboten, in den Inselstaat am Persischen Golf einzureisen. Denn das Königreich Bahrain erkennt, wie die meisten Länder der Arabischen Liga, des größten Zusammenschlusses arabischer Staaten im Nahen Osten, Israel nicht als Staat an. Von Israel aus kann man nicht mal dorthin fliegen. Deshalb muss Walaa erst einmal nach Jordanien fahren, um von dort aus weiterzureisen. Nach Jordanien fährt sie allein, als

israelische Staatsbürgerin darf sie die Grenze nämlich nur von Israel aus überqueren. Ihre palästinensischen Teamkolleginnen dagegen müssen die Grenze vom Westjordanland aus passieren, etwa 100 Kilometer südlich von uns, über die Allenby-Brücke am Toten Meer. In ein paar Stunden trifft Walaa in der jordanischen Hauptstadt Amman auf ihre Mannschaft. Morgen fliegen sie von dort aus gemeinsam nach Bahrain. Um überhaupt in den Golfstaat einreisen zu können, erhält Walaa ein spezielles Reisedokument, das sie als »Palästinenserin« ausweist.

»Ich bin ein Mensch«, wiederholt Walaa ihren aktuellen deutschen Lieblingssatz, öffnet das Fenster und fügt hinzu:

»Den bringe ich jetzt allen Spielerinnen in Bahrain bei.«

Ich muss grinsen, während ich mir das vorstelle.

»Ja, du bist ein Mensch, und was für einer! Und hätte ich dich nicht getroffen, dann wäre ich vermutlich ziemlich schnell wieder weg gewesen aus diesem komplizierten Land.«

»Wieso bist du damals eigentlich überhaupt hierhergekommen?«

»Ich wollte den Nahostkonflikt verstehen!«

Wir müssen beide lachen.

LE CHAIM, AUF DAS LEBEN!

Ende März 2011 reise ich zum ersten Mal nach Israel. Ich bin eine junge Journalistin, und mein Interesse gilt dem Nahostkonflikt, mit dem ich mich vorab, zumindest theoretisch, eingehend befasst habe.

Monatelang hatte ich mich in die Geschichte eingearbeitet, Roadmaps studiert, die Zwei-Staaten-Lösung analysiert, Vorträge besucht, Friedensprozesse diskutiert und sogar damit begonnen, an der Volkshochschule ein bisschen Hebräisch und Arabisch zu lernen.

Als ich meinen Fuß zum ersten Mal auf den staubigen Boden des »Heiligen Landes« setze, fühle ich mich optimal vorbereitet. Doch schon auf der 20-minütigen Bahnfahrt vom Flughafen Ben Gurion nach Tel Aviv werde ich von der israelischen Lebensrealität gehörig eingeschüchtert. Zusammengequetscht zwischen einem Bataillon israelischer Soldaten und Soldatinnen in Uniform mit Maschinengewehren, finde ich mich wieder und presse meine Nase an die Scheibe, hinter der die karge Landschaft vorüberfliegt. Als sich die Hochhaus-Skyline Tel Avivs vor die Fenster zu schieben beginnt, verpasse ich beinahe meinen Ausstieg.

Der Taxifahrer versteht kein Englisch, dafür kann er Deutsch. Er fragt, wie ich heiße.

»Noemi.«

»Ah, Nomi, das ist ein jüdischer Name, bist du Jüdin?«

»Nein. Wieso Nomi?«

»Daran wirst du dich hier gewöhnen müssen. Noemi ist hier Nomi.«

Der Taxifahrer wird recht behalten.

Er erzählt mir, dass er überlegt, eine Wohnung in Deutschland als Kapitalanlage zu kaufen. In Israel werde momentan massiv dafür geworben.

»Ist es besser, eine Wohnung in München oder in Berlin zu kaufen?«, will er wissen.

Ich weiß nicht viel über den deutschen Immobilienmarkt und sage, dass München in jedem Fall teurer sei. Dort hätte er demnach auch höhere Mieteinnahmen, schlussfolgert er sogleich und fragt, was ich hier mache.

»Ich bin Journalistin und interessiere mich für den Nahostkonflikt.«

»Wirklich?« Er schüttelt den Kopf und rauft sich die Haare.

»Wieso?«, frage ich.

»Das wirst du schon noch herausfinden.« Er seufzt und hält an. Wir sind da.

Vor dem Eingang eines mehrstöckigen sandfarbenen Hauses in einer ruhigen Seitenstraße, mitten im Zentrum Tel Avivs, erwartet mich bereits meine zukünftige Mitbewohnerin Nitsa.

Nitsa wurde 1951 in Tel Aviv geboren. Ihre Großmutter, die »Omama«, war 1932 mit ihren Töchtern aus Wien in das britische Mandatsgebiet Palästina geflohen. Die Omama sprach bis an ihr Lebensende kein Wort Hebräisch, weswegen auch ihre Enkelin Nitsa Deutsch versteht und sogar sprechen kann. Nitsa ist viel herumgekommen. Einen Teil ihrer Kindheit verbrachte sie in Ostafrika. Nach dem Militärdienst arbeitete sie 15 Jahre als Goldschmiedin und pendelte zwischen München und Sri Lanka. Mittlerweile ist sie als Sachbearbeiterin in einem staatlichen Wirtschaftsunternehmen in Tel Aviv tätig.

In ihrem Apartment fühle ich mich vom ersten Moment an wie zu Hause. Nachdem ich ausgepackt habe, führt mich Nitsa durch die Nachbarschaft.

»Dein Orientierungspunkt ist das Habima-Theater«, sagt sie und deutet auf ein großes weißes Bauhausgebäude auf der Stirnseite des Platzes, an den unsere Straße grenzt. Daneben befindet sich das Mann-Auditorium, Tel Avivs berühmtestes Konzerthaus. Auf der gegenüberliegenden Seite beginnt der Rothschild-Boulevard, der im Süden Richtung Jaffa und fast bis ans Meer führt. Nitsa zeigt mir Einkaufsmöglichkeiten, Bushaltestellen und die besten Restaurants. Nach unserem Rundgang lädt sie mich zu einer Flasche israelischem Rotwein auf unseren Balkon ein. Wir stoßen an: »Le chaim, auf das Leben!«

»Auf das Leben?«

»Darauf trinken wir hier«, erklärt Nitsa, »denn es ist das Einzige, was wir haben!«

Der Wein ist vorzüglich, er stammt aus den Golanhöhen an der syrischen Grenze. Nitsa fragt mich nach meinen Interessen aus. Ich erzähle von meiner Filmleidenschaft. Sie ist begeistert; in der Cinematheque, ihrem Lieblingskino direkt um die Ecke, findet gerade ein französisches Filmfestival statt.

Nachdem wir uns etwa zwei Stunden über Filme ausgetauscht haben, versuche ich das Gesprächsthema irgendwie auf den Nahostkonflikt zu lenken. Meine Mitbewohnerin hört sich geduldig und interessiert meine Ausführungen zur aktuellen politischen Lage in ihrer Heimat an und lobt anerkennend meinen Wissensstand. Belustigt fragt sie schließlich:

»Habt ihr Deutschen denn eigentlich nichts Besseres zu tun, als euch mit dem Nahostkonflikt zu beschäftigen?«

Etwas kleinlaut erzähle ich ihr von der Reaktion des Taxifahrers auf das Thema. Nitsa zuckt mit den Schultern:

»Glaub mir, je mehr du darüber weißt, desto weniger wirst du verstehen.«

Ich nehme das als Herausforderung und lerne von nun an täglich dazu. Am nächsten Tag breche ich zu einer ersten Erkundungsreise auf.

In der Heiligen Stadt Jerusalem pralle ich als Erstes mit den drei Weltreligionen zusammen. Ratlos stehe ich vor der Klagemauer, dem steinernen Überbleibsel des zweiten Tempels, an dem die gläubigen Juden ihre Gebete verrichten: Frauen rechts, Männer links. Ich will den Felsendom besuchen, von wo aus der Prophet Mohammed in den Himmel aufgefahren sein soll, doch der Zugang für Nichtmuslime – eine marode Holzbrücke – ist, wann immer ich es versuche, gesperrt. Aus der Grabeskirche flüchte ich, so schnell es geht, auf das Dach des österreichischen Hospizes in der Via Dolorosa und genieße die Aussicht mit Apfelstrudel. Am Freitagabend nach Sonnenuntergang beginnt der »Schabbat«, der wöchentliche jüdische Feiertag. Auf einer Bank im Yemin-Mosche-Park gegenüber der Altstadt erliege ich vollkommen fasziniert der magischen Stille, die sich über den Westteil der Stadt herabzusenken beginnt, und beobachte die orthodoxen jüdischen Familien, die in Kolonnen Richtung Klagemauer pilgern.

Ein paar Stunden später fühle ich mich verloren. Die Straßen sind leer, die Geschäfte, Supermärkte, Restaurants, Cafés und Kneipen sind alle geschlossen. Ich frage eine Gruppe junger Israelis nach dem Weg, und die machen es sich zur Aufgabe, mich in das beinahe unsichtbare Jerusalemer Nachtleben einzuführen, das selbst am Schabbat existiert. Wir trinken Bier in einer Kneipe, während sich in der Straße neben uns ultraorthodoxe Juden eine gewaltsame Auseinandersetzung mit der israelischen Polizei liefern. Die Ultraorthodoxen wollen die Schabbat-Ruhe, die für sie ein allgemeines Fahrverbot beinhaltet, mit Gewalt durchsetzen und blockieren die Straße mit Müllcontainern. Die säkularen Jerusalemer wollen sich das nicht gefallen lassen. Meine

neuen israelischen Freunde verdrehen die Augen, mit Jerusalem gehe es bergab, zu viele Fanatiker. Das Beste hier sei die Autobahn nach Tel Aviv.

Über die »andere Seite« reden sie nicht.

»Sei vorsichtig!«, sagen sie, als ich ihnen von meinen Reiseplänen ins Westjordanland erzähle.

In einem Bus voller Araber fahre ich kurz darauf zum ersten Mal über den Kalandia-Checkpoint, der sich zwischen Jerusalem und der palästinensischen Hauptstadt Ramallah befindet, in die besetzten Gebiete.

Der Checkpoint sieht nicht besonders einladend aus. Die Durchfahrt wird auf beiden Seiten von einer acht Meter hohen Mauer mit Wachtürmen und Kontrollhäuschen begrenzt. Vor den Schranken staut sich der Verkehr in beide Richtungen. An den Schranken patrouillieren israelische Soldaten. Die Fahrt auf die andere Seite gestaltet sich jedoch überraschend unspektakulär: Die Ampel schaltet auf Grün, die Schranke öffnet sich, und schon ist man drüben.

Im Westjordanland erfahre ich mehr über den Alltag in den besetzten Gebieten und verstehe immer weniger. Ein arabischer Taxifahrer erzählt mir von der Enteignung seiner Ländereien durch die israelische Regierung. Die Olivenbaumplantagen, die seit Jahrhunderten in Familienbesitz waren, sind jetzt militärisches Sperrgebiet. Meine neuen palästinensischen Freunde reden entgegen meiner Erwartung nicht die ganze Zeit über Politik, sondern führen mich in die arabische Esskultur ein und schleppen mich in Nachtclubs in Bethlehem und Ramallah. In Hebron werde ich Zeugin der alltäglichen gewaltsamen Zusammenstöße zwischen jüdischen Siedlern und palästinensischen Bewohnern und spüre eine totale Ausweglosigkeit.

Der Rückweg nach Israel dauert mehrere Stunden. Vor dem Checkpoint müssen wir alle aus dem Bus steigen und über

einen Parkplatz zum Fußgängerübergang laufen. Durch ein Drehkreuz geht es hinein in eine Art vergitterten Gang. Eingepfercht zwischen all den anderen warten wir, bis uns eine Stimme aus einem Lautsprecher in der Wand dazu auffordert, einzeln vorzutreten und die Papiere durch ein Fenster zu reichen. Die Papiere werden gecheckt, dann geht es durch ein schmales Drehkreuz nach Israel. Die Palästinenser um mich herum, die eine Einreise- oder Arbeitsgenehmigung besitzen, ertragen die ganze Prozedur mit stoischer Gelassenheit. Für sie dauert es mitunter noch viel länger. Zusätzlich müssen sie in der Regel endlose Körper- und Gepäckkontrollen über sich ergehen lassen.

Zurück in Tel Aviv, stürze ich mich in das Nacht- und Strandleben der Mittelmeermetropole und vergesse darüber beinahe den Nahostkonflikt.

Anfang Mai werden alle israelischen Straßen mit den weiß-blauen Landesfahnen beflaggt, denn der Unabhängigkeitstag, der »Jom haAtzma'ut«, steht vor der Tür.

Am Tag davor, dem 13. Mai, wird allerdings erst einmal getrauert: Der »Jom haZikaron« ist der Gedenktag für die gefallenen israelischen Soldaten und die Opfer des Terrorismus.

Um elf Uhr vormittags ertönt zwei Minuten lang im ganzen Land eine Sirene. Jetzt steht alles still. Die Autos, Busse und Züge halten an, die Radios und Fernsehsender schweigen. Die Menschen bleiben mitten auf der Straße stehen, die Hand auf dem Herzen. Zwei Minuten lang. Selbst die Vögel auf meinem Balkon hören auf zu zwitschern. Am Abend desselben Tages beginnt die Unabhängigkeitsfeier mit einem großen Feuerwerk und Partys im ganzen Land.

Den 14. Mai, den eigentlichen Unabhängigkeitstag, begehen die Israelis am liebsten im Freien mit einer Grillparty.

An diesem Tag hängt der Himmel über dem Heiligen Land voller wohlriechender Rauchschwaden.

Bei einem Barbecue im HaYarkon-Park im Süden Tel Avivs komme ich zufällig mit einem jungen, gutaussehenden Israeli ins Gespräch. Als er hört, dass ich in Berlin lebe, ist er nicht mehr zu bremsen. Er liebe Berlin und wolle am liebsten dorthin ziehen. Er fragt, wie mir Israel gefalle und wo ich schon überall gewesen sei und vor allem natürlich, denn das ist hier die Gretchenfrage, wo ich den besten Humus gegessen hätte. Humus, ein Kichererbsen-Brei, ist das heimliche Nationalgericht, dem auch ich hoffnungslos verfallen bin.

»Den besten gibt es nämlich in Abu Gosh«, schiebt er im selben Atemzug hinterher. Das arabische Dorf Abu Gosh liegt in der Nähe von Jerusalem, und seine Bewohner sind für ihre Humuszubereitung im ganzen Land berühmt. Selbst die israelische Fluglinie El Al serviert den arabischen Humus aus Abu Gosh.

»Der ist nicht schlecht«, gebe ich zu, »aber den besten, den allerbesten Humus habe ich in Ramallah, in einem ...«

Er unterbricht mich und zischt: »Ramallah, wo liegt das?« Ich will weiterreden, doch er macht eine abweisende Handbewegung.

»Ich will nichts davon hören!«

»Aber ...«, versuche ich es erneut. Wieder unterbricht er meinen Satz mit einer unwirschen Handbewegung. »Merk dir eins, die wollen uns vernichten, das ist ihr Ziel. Das ist ihr Ziel! Aber wir, wir sind stärker, merk dir das, wir sind stärker!«

Er steht auf und geht. Nach ein paar Metern dreht er sich noch einmal um.

»Wir sind stärker!«, wiederholt er zum letzten Mal.

Ich sage nichts mehr und denke nach:

1947 beschloss die Vollversammlung der Vereinten Nationen einen Teilungsplan für das britische Mandatsgebiet Palästina. Dieser sollte das gesamte Gebiet in einen jüdischen und einen arabischen Staat aufteilen, die Heilige Stadt Jerusalem sollte international verwaltet werden. Die arabischen Bewohner Palästinas lehnten diesen Teilungsplan ab. Vor Ablauf des britischen Mandats, das am 15. Mai 1948 endete, brach der erste israelisch-arabische Krieg aus. Die jüdischen Israelis bezeichnen diesen Krieg als ihren »Unabhängigkeitskrieg«, für die Palästinenser ist es die »Nakba«, die Katastrophe.

Am 14. Mai 1948 rief David Ben Gurion den Staat Israel aus. Am selben Tag erkannten die USA den neuen Staat an. Zwei Tage später folgte die Sowjetunion. Kurz darauf griffen die benachbarten arabischen Staaten Ägypten, Syrien, Libanon, Jordanien und der Irak den neuen Staat an. 1949 wurde zwischen den Kriegsparteien ein Waffenstillstandsabkommen unterzeichnet. Die palästinensischen Gebiete im Westjordanland wurden vorerst von Jordanien annektiert, und der Gazastreifen im Süden wurde von Ägypten verwaltet. Die Grenze des neuen israelischen Staats umfasste nach dem Krieg mehr Fläche als das von den Vereinten Nationen ursprünglich dafür vorgesehene Gebiet. Diese Waffenstillstandslinie von 1949 wird als »grüne Linie« bezeichnet.

Insgesamt flohen während des Unabhängigkeitskrieges etwa 700 000 arabische Bewohner aus dem »neuen« israelischen Staatsgebiet: nach Syrien, in den Libanon, ins Westjordanland oder nach Gaza. Nach dem Krieg verblieben innerhalb der »grünen Linie« nur noch etwa 100 000 arabische Bewohner, die von nun an im jüdischen Staat Israel lebten. 1952 erhielten sie die israelische Staatsbürgerschaft. Die meisten von ihnen fühlen sich nach wie vor als Palästinenser, nur eben mit einem israelischen Pass.